

B e i t r ä g e

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. Dresden, den 11. Februar 1811.

12.

Worte eines sächsischen Patrioten an
seine Mitbürger.

Ueber die Militairconscription.

Ein Gegenstand, der die Köpfe der obersten Staatsmänner und der Niedrigsten im Volke, das Nachdenken der Reichen und Armen beschäftigt, der bald gefürchtet, bald gehofft, bald laut gepriesen, bald als das größte Uebel verworfen wird, ist die in unsern Tagen zum System gewordene Militairconscription. Daß der große Volkshaufe sich an sie nicht gewöhnen kann, und noch weniger den wohlthätigen Einfluß derselben anerkennen will, beweisen die aufrührerischen Bewegungen, die tollkühnen Widersetzlichkeiten, welche durch ihre Einführung in manchen Ländern veranlaßt worden sind. Nicht bloß deswegen, weil sie etwas Neues ist, weil der ungebildete Theil der Menschheit, aus blinder Vorliebe für das Alte, die Vorzüge neuer Einrichtungen nicht zu fassen vermag, erklärten sich so viele gegen sie, nein! es war auch ein nicht zu verläugnendes Gefühl der Natur, was sich bei manchen dagegen anlehnte, es war insbesondere der ängstliche Gedanke, die alte Freiheit verloren zu haben, was den

meisten Widerwillen gegen sie erregte. Und zu verkennen ist es nicht, daß die Urtheile der Aermern im Volke, welche den größten Theil desselben ausmachen, leichter würden zu berichtigen gewesen seyn, wenn nicht die Wohlhabenden und Reichen, denen das ehemalige System der Soldatenaushebung weniger beschwerlich wurde, für ihre Kinder bei der neuen Einrichtung mehr gefürchtet und die umlaufenden Meinungen des Unwillens begünstigt hätten. Jeder hoffte, daß, nach dem alten Gange der Dinge, seine Söhne der Gefahr, zum Soldatenstande gezwungen zu werden, weniger ausgesetzt wären, oder daß es doch leichter sey, sie zu überwinden, jeder fürchtete für seinen eignen Nutzen, und diese Uebereinstimmung aller brachte meistens den irrigen Glauben hervor, daß man in der Militairconscription ein gemeinschaftliches Uebel zu bekämpfen habe.

Ist man durch die Gespräche, welche an der Tagesordnung sind, berechtigt, auf die Ansichten zu schließen, die man sich von den Begebenheiten und politischen Erscheinungen unsrer Zeit zu bilden pflegt: so ist kein Zweifel, daß es auch in unserm Vaterlande an Bedenklichkeiten über diesen Gegenstand nicht

W

mangelt, ob man gleich nicht weiß: ob und wenn es der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe unsers väterlich gesinnten Königs gefallen wird, hierüber etwas zu entscheiden.

Ein redlicher Bürger des Vaterlandes hält es also für seine Pflicht, seine unparteiische Meinung über jene Einrichtung zur Prüfung aller in diesen Blättern niederzulegen, und dadurch zur Berichtigung der hierüber gewöhnlichen Urtheile beizutragen. Er ist keineswegs aus dem Militärstande, und wird durch seine Verhältnisse nicht bestochen, wider seine Ueberzeugung zu sprechen. Er ist ein eben so warmer Freund des Volks, als er das Wohl des Vaterlandes wünscht, wenn anders beides von einander verschieden und nicht vielmehr eins und dasselbe ist. Er hat sich endlich aus freiem Entschlusse bewogen gefunden, eine Sache öffentlich zur Sprache zu bringen, deren ungerechte Verurtheilung um so schädlicher ist, je unbesonnener und zuversichtlicher man in seinen Aussprüchen darüber zu Werke geht.

Man ist in dem Wahne, daß die Militairconscription aus den Zeiten der Anarchie, unter welchen Frankreich vor dem Aufgange seines glänzenden Gestirns leuchtete, ihren Ursprung habe, und dieß hat bei vielen nicht wenig beigetragen, sogleich gegen sie zu entscheiden. Man fand nemlich das Andenken an jene Zerrüttungen viel zu abschreckend, als daß man eine Einrichtung, welche man für eine Ausgeburt derselben hielt, hätte mit Billigung betrachten sollen. Aber welch' ein großer Irrthum liegt hier zum Grunde! Ging nicht das weit gebietende Rom und das energische Griechenland von denselben Grundsätzen aus, welche noch jetzt bei der Militair-

conscription geltend gemacht werden? Fanden nicht beide darin die Grundpfeiler ihrer äußerlichen Macht, die Stützen ihrer innern Ruhe, und hing nicht mittelbar auch der gesegnete Fortschritt ihrer Cultur davon ab? Wie kann man also eine Sache verdammen, und für die gütige Frucht eines ordnungslosen Freiheitschwinds erklären, welche schon vor Jahrtausenden durch die Aussprüche der ruhig prüfenden Vernunft gegründet und von dem edelmüthigen Feuer eines patriotischen Heldenthums wohlwollend aufgenommen wurde? Es ist wahr, unter den furchtbaren Gährungen, die das französische Volk zu Ende des vorigen Jahrhunderts bewegten, schlug dieses System die ersten Keime auf einem ihm bis jetzt fremden Boden; aber untersucht man die Sache genauer, so waren es nicht die Verirrungen, in die sich der stürmische und gewaltsam gereizte Freiheitstrieb verwickelte, sondern die durch ihn angeregten Grundsätze der Volks- und Menschenrechte, was das Hervorsprossen derselben so sehr begünstigte. Und dieß ist auch ohnstreitig der wahre Grund, warum der Held und Weise unsrer Zeit, Napoleon der Große, bei der Einschränkung so vieler Einrichtungen jener anarchischen Zeit, diese nicht nur beibehalten, sondern auch ausgebildet hat. Sie verträgt sich am besten mit dem neuen Geiste der Zeit, von welchem die jetzt lebende Menschheit angeweht wird, und vor dem nur die Trägen und Eigennütigen so sehr zurückschauern. Und gesetzt auch, daß blos die ausschweifenden Hoffnungen, welche die französische Nation vor der Rückkehr ihrer bessern Tage unterhielt, oder die Nothwendigkeit, ihre kühnen Unternehmungen durchzusetzen

und sich gegen die furchtbaren Angriffe äußerlicher Gewalt zu vertheidigen, zu dem Entschlusse: jeden Staatsbürger, weil er Sicherheit bedarf, auch verbindlich zu machen, die Sicherheit im Nothfall persönlich zu befördern, den ersten Anlaß gegeben hätte; dürfte man sich, ohne eine unedle Neugierigkeit für eignes Interesse, die an der Wohlfahrt des Ganzen wenig oder gar keinen Theil nimmt, zu verrathen, es wohl erlauben, eine Anstalt zu tadeln, die von den ersten Grundsätzen des Naturrechts gebilligt und durch ihren wohlthätigen Einfluß empfohlen wird?

Denn daß dem wirklich so ist, wird ein forschender Blick in die innern und äußern Verhältnisse eines Staates und die laut sprechende Erfahrung deutlich lehren.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

L i t e r a t u r.

Ueber falsche und unrechtmäßige Speculation u. s. w.

(Fortsetzung.)

§. 9. Beweis, daß diejenigen Güther oder Feldgrundstücke, welche in den Jahren 1780 — 1789. nach den damaligen zehnjährigen Getreidepreisen zu 4 pro Cent Nutzung verkauft wurden, nunmehr, wenn selbige neuerlich für den, gegen damals dreifach gestiegenen Kaufpreis bezahlt worden sind, auch dieselbe Form und den nämlichen Flächeninhalt unverändert heibehalten haben, doch nur bei gegenwärtigen hohen Getreidepreisen einen jährlichen Ertrag von 2 pro Cent gewähren.

Der Werth eines Guthes wird aus dem gewöhnlichen Ertrage seiner Nutzungen, und der Werth eines Capitals aus den laufenden Zinsen desselben beurtheilt. Dadurch, daß der Ertrag eines Guthes einer ähnlichen Summe von Zinsen gleich kommt, die ein dazu erforderliches Capital abwirft, erlangt dieses Guth den Werth eines solchen Capitals selbst; es müssen demnach die Zinsen, die dem Ertrage des Guthes gleich kommen, ein Capital zum Grunde haben, das dem Werthe des Guthes gleich steht. Es ist daher einerlei, ob ich die Nutzungen eines Guthes oder eine ähnliche Summe von Zinsen eines dem Werthe des Guthes gleich großen Capitals beziehe, und mithin, ob ich ein Guth selbst oder ein ähnliches Capital besitze, weil eine gewisse Summe Geldes, als Capital betrachtet, dieselben Zinsen gewährt, als ein gleich großer Werth eines Guthes Ertrag verschafft. So wie sich daher die Zinsen zu einem Capital verhalten, eben so muß sich auch die Nutzung zum Werthe eines Guthes verhalten. Wenn daher seit 20 Jahren die Güther dreifach gestiegen sind, und sowohl damals als gegenwärtig die Zinsen eines Capitals zu 4 pro Cent standen und noch stehen; so muß ein jedes Guth, das damals einen wahren Werth zu 4 pro Cent enthielt, wenn es selbigen gegenwärtig noch behalten hat, eine dreifache Nutzung erhalten haben, weil unter dieser Bedingung das Capital und seine Zinsen mit dem Werthe eines Guthes und seiner Nutzungen in immer gleichem Verhältnisse bleiben können. Dieses aber ist nur dadurch möglich, daß entweder der Preis der Nutzungen dreifach gestiegen seyn muß, oder letztere sich um so viel mehr vervielfacht

haben. Nun könnte wohl ein dreifacher Werth bei manchen verbesserten Güthern statt finden; allein es sind auch unverbesserte Güter dreifach gestiegen; da aus diesen jedoch sich bloß ein Ertrag von 2 pro Cent ergibt, dennoch aber allenthalben immer noch 4 pro Cent ausfallen sollen: so muß, wenn letzteres statt findet, auch überall noch einmal so viel als vorher an Früchten erbaut werden, weil ein Ertrag jener Art nur nach den neuesten und höchsten Getreidepreisen von 1799 — 1804. und bei einer doppelten Fruchtbarkeit möglich ist. — Es muß also auf jedem urbaren Felde, bei einem und demselben Flächenraume und einer und der nämlichen Getreideart, von welcher vormals das dritte Korn gebaut wurde, gegenwärtig das sechste erbaut werden, und wo man vor 20 Jahren das vierte und sechste annahm, das achte und zwölfte gewonnen werden. Wird nun bei einer und derselben Scheffelzahl, oder einem gleichen Flächenraume an Feld gegenwärtig noch einmal so viel als ehemals erbaut, zu welchen vermehrten Früchten aber auch größere Aufbewahrungsplätze gehören, weil die alten doch nur auf einen einfachen Ertrag errichtet seyn konnten; so müssen, um Alles gehörig einzusammeln, neuerdings auch überall noch einmal so große Scheuern, als zuvor, erbaut, oder zu den vorigen solche von ähnlicher Größe hinzugesetzt, so wie wegen der vielen neu gemachten und hinzugekommenen Felder außerdem noch ganz neue aufgeführt worden seyn. (Ist es denn aber, fragt Ref., erwiesen, daß bei denen, von welchen man wirklich behaupten kann, daß ihre Güter, z. E. durch Urbarmachung der vorher unangebauten Plätze, verbessert worden sind, eine

Erweiterung der Aufbewahrungsplätze nöthig gewesen ist?) Aus der immer zunehmenden Fruchtbarkeit und Verbesserung muß überall ein größerer Ueberfluß an Früchten und niedrigerer Preis, folglich eine immer größere Wohlfeilheit entstehn. Es können die zunehmenden wohlfeilern Getreidepreise den Gewinn durch immer neu vermehrte Fruchtbarkeit wieder vernichten; allein dieses ist doch nur bei einer immer gleichen Menschenzahl und gleich großen Geldsumme möglich, weil die Vermehrung der Waare bei immer gleichem Absatze und Geldvorrathe nur wohlfeilere Preise hervorbringen kann. Die Bevölkerung ist seit 20 Jahren gestiegen, und das Geld hat sich vermehrt, wodurch der Ueberfluß der erzeugten Früchte sowohl, als auch die Wohlfeilheit aufgehoben wird; daraus folgt, daß bei so vermehrter Fruchtbarkeit zugleich die Getreidepreise und dadurch auch die Güterpreise steigen müssen. Weil indessen alles dieses doch nur dann erst eintreten kann, wenn bei der zweifachen Fruchtbarkeit zugleich die Menschenzahl und das Geld sich gleichfalls zweifach vermehrt haben, die Volksmenge aber seit 20 Jahren höchstens nur Ein Achttheil mehr als sonst beträgt, und diese Mehrzahl durch den neu hinzugekommenen vermehrten Feldbau und die dadurch erlangte Vermehrung der Früchte gedeckt wird, folglich keine größere Fruchtbarkeit für die vermehrte Volkszahl nöthig macht, indem, was einerseits die größere Bevölkerung mehr bedarf, auf der andern durch den hinzugekommenen neuen Feldbau wieder ersetzt wird; so müßte bei der angenommenen zweifachen Fruchtbarkeit der alten Felder doch überall Ueberfluß, und selbst bei Vermehrung des

Geldes, wenn auch nicht größere Wohlfeilheit, wenigstens doch die ehemaligen Getreidepreise herrschend seyn. Hierdurch aber würden die Güter bei doppelter Fruchtbarkeit dennoch nur einen zweifachen, keineswegs aber dreifachen Werth erlangen können, weil bei der zweifachen Fruchtbarkeit zugleich der erhöhte Getreidepreis von 1799 — 1804. nothwendig erfordert wird, wenn ein dreifacher Werth möglich seyn soll, dieser aber hier durch den allgemeinen Ueberschuß wegsallen würde, da bei doppeltem Ertrage nur der gewöhnliche Preis statt finden kann. (Man könnte aber behaupten, daß, wenn einmal die Güterpreise im Steigen sind, dieselben nicht nach dem so genau angegebenen Maßstabe des Verf. bestimmt werden können, sondern oft unverhältnißmäßig gegen den wirklichen Ertrag der Güter, zumal bei starker Nachfrage, wo es nicht auf das Mehr oder Weniger des Ertrages ankommt, und bei vermehrten Geldsummen gesteigert werden.) Allein es ist erwiesen, daß die Scheuern nicht noch einmal so groß, als vor 20 Jahren, erbaut werden durften, daß nicht immer hinreichendes, geschweige denn überflüssiges Getreide erzeugt worden ist, und der Mangel immer größer wurde, daß die ehemaligen Getreidepreise weder gefallen, noch sich gleich geblieben, sondern vielmehr weit höher gestiegen sind; daher sind alle sogenannte Verbesserungen, die einen zweifachen Ertrag geben sollen, bloße Chimären, folglich haben auch die Güter keinen dreifachen Werth. Da der höhere Werth der Güter in den höhern Getreidepreisen gesucht werden muß, diese aber den Werth derselben nicht in gleichem Grade vermehren, als sie steigen, indem hier das höhere Stei-

gen einen größern Mangel voraussetzt; so folgt, daß zwar bei den vorigen immer gleichen einfachen Ernten und unveränderlich höhern Getreidepreisen die höher gestiegenen Getreidepreise einen höhern Güterwerth bestimmen würden, keineswegs aber, wenn die Getreidepreise bei den sich vermindernenden Ernten steigen. Würden nun auch die Getreidepreise von 1799 — 1804., folglich die damaligen sechsjährigen Preise, als unverändert bei gewöhnlichen Ernten zum Grunde gelegt, und der Scheffel Roggen bliebe auf immer zu 30 Nthlr. 20 gl. im Preise; so würde das doch nur die Hälfte des Werthes der dreifach gestiegenen Güter betragen, mithin nur 2 pro Cent Zinsen für das dafür gezahlte Capital abwerfen, so wie ebenfalls bei steigenden Getreidepreisen und schlechten Ernten dasselbe Verhältniß statt finden muß, indem auf der einen Seite um so weniger Früchte zum Verkaufe übrig bleiben, als dieselben auf der andern im Preise steigen. Sollten indessen die Zinsen in der Folge wieder auf 5 pro Cent steigen, und die Kornpreise bis auf 2 Nthlr. 8 gl. oder wohl gar noch tiefer fallen, und so auch im Verhältnisse die übrigen Nahrungen; so würde bei dem dreifach erhöhten Kaufpreise der Grundstücke, zumal wenn die doppelte Fruchtbarkeit unerwiesen bleibt, und nur die vorige einfache oder gewöhnliche überall angetroffen wird, noch nicht einmal $1\frac{1}{4}$ pro Cent des Werthes der dreifach gestiegenen Grundstücke hervorgehen. Dieß wird durch ein Beispiel S. 257 — 259. erläutert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Willkommen Tag, der uns vereint
 Zu unschuldsvollen Freuden;
 Wo uns der Stern der Liebe scheint,
 Um Geist und Herz zu weiden.
 Auf! stimmt in unsere Lieder ein.
 Und schwört bei diesem goldnen Wein:
 Wir wollen, wir wollen fröhlich
 seyn!

Es fliehen unsre Stunden hin,
 Gleich blitzschnellen Pfeilen.
 Drum laßt uns mit vereintem Sinn,
 Rasch zum Genuße eilen.
 Sind unsre Herzen gut und rein,
 So sey des Lebens Spanne klein:
 Wir werden, wir werden glücklich
 seyn!

Was säßen wir hier traurig stumm,
 Bei einem leeren Becher? —
 Die Welt wird ein Elisium
 Für jeden braven Becher.
 Zur Freude gab uns Gott den Wein!
 Kommt, schenkt auf's Wohl der Mensch-
 heit ein:

Sie möge, sie möge glücklich seyn!

Die Liebe für das Vaterland
 Wohnt tief in unserm Busen,
 Denn es beschirmt jeden Stand
 Und schützt die holden Musen.
 Laßt blinde Demagogen schrein;
 Wir heiligen ihm diesen Wein:
 Es müsse, es müsse glücklich seyn!

Wem Gott ein edles Weib beschert,
 Dem ist viel Glück beschieden.
 Ach! jeder treue Kuß gewährt
 Ihm Wonn' und Seelenfrieden!
 Laßt uns, mit ihnen im Verein,
 Den Helden diesen Becher weihn:
 Sie sollen, sie sollen glücklich seyn!

Wohl dem, der Ehre, Freud' und Glück
 Erlebt in seinen Kindern!
 Den Schmerz beim letzten Augenblick
 Kann dieß Verußtseyn lindern.
 Auf! wünscht, bei diesem edlen Wein,
 Der jungen Nachwelt stets Gedeihn:
 Sie möge, sie möge weise seyn!

Reicht, Brüder, euch die treue Hand,
 Zum ewig festen Bunde.
 Eht, eure Seelen sind verwandt
 Durch diese schöne Stunde.
 Bricht einst ein trüber Tag herein,
 So lehr' uns dieser milde Wein:
 Zufrieden, zufrieden stets zu seyn!

Noch sind wir alle hier vereint,
 Zu unschuldsvollen Freuden;
 Wo uns der Stern der Liebe scheint,
 Um Geist und Herz zu weiden.
 Doch ist das Herz nur gut und rein,
 So ruf' uns heute noch Freund Hain:
 Wir werden auch jenseits glücklich
 seyn!

— dt.

*) Letzte Probe aus der im 133. 136. und 142. Stück des vorigen Jahrgangs dieser Blätter er-
 wähnten, noch ungedruckten Sammlung Gesellschaftslieder, und nach der bekannten
 Melodie: Die Zeiten, Brüder, sind nicht mehr zc.

Unglücklicher Scheintod.

In Spanien stürzte eine alte Kirche ein. Bei Begräbung des Schuttes kam man an ein Gewölbe, worin sich noch verschiedene zinnerne Särge befanden. Nur ein hölzerner war darunter; nicht weit davon lag der Deckel zertrümmert, und nebenbei ein schon halb zu Staub gewordenes Menschengeriippe. Das Gewölbe hatte ein kleines Fenster, das sehr hoch war, und nach einer wüsten, menschenleeren Gegend zuging. Der Anblick des offenen Sarges und des nicht weit davon liegenden Gerippes führte natürlich auf die Vermuthung, daß wohl ein Scheintodter hier beigesezt worden und eines höchst jammervollen Todes gestorben seyn möchte. Bei näherer Nachforschung ward diese Vermuthung Gewißheit; man las nämlich auf einem der zinnernen Särge die Geschichte des Unglücklichen, von ihm selbst in den Tagen seines Dahinscheidens mit dem metallnen Crucifixe, das man ihm mitgegeben hatte, in das Zinn gegraben. Sie ist folgende:

„Wer Du immer seyn magst, der Du einst bei diesem Sarge stehst, lies meine schreckliche Geschichte. In starrer Sinnlosigkeit begrub man mich. Mein zinnerner Sarg war noch nicht fertig, man sezte mich einstweilen in einem hölzernen meinen Vätern bei, und gedachte erst nachher diesen in jenen zu schleben. So hörte ich diejentlichen sprechen, die mein Begräbniß besorgten, ohne daß ich ein sichtbares Zeichen eines noch in mir vorhandenen Lebens geben konnte. Man begrub mich, verschloß das Gewölbe und entfernte sich. Bei meinem Erwachen, oder vielmehr bei der Wiederkehr meiner Bewegungskraft,

stieß ich mit Gewalt den Deckel von dem Sarge, in welchem ich lag, und suchte Rettung. Nur ein schwaches Licht fiel durch das Fenster auf die um mich stehenden Särge herab. Die Höhe des Fensters machte es mir unmöglich, zu demselben zu kommen. Die Thüre war fest verschlossen. Ich schrie aus allen Kräften; aber ich wußte, daß man mich nicht hören konnte, wußte, daß nicht eher Menschen in das Gewölbe kämen, als bis der zinnerne Sarg fertig seyn würde. Dieser Gedanke war noch mein einziger Trost. Von meiner Krankheit noch nicht hergestellt, durch die Anstrengung meiner Kräfte ermattet, und ohne die geringste Nahrung, konnte ich nichts anders als das schrecklichste Ende erwarten. Mit jedem Athemzuge athmete ich pestilenzialische Luft, mit jeder Minute fühlte ich mich schwächer. Die Lunge versagte mir ihre Dienste, meine Zunge lechzte nur, meine Füße wankten, meine Kniee brachen. Ich winselte. Mein Speichel wurde scharf und brannte mich im Munde wie Schwefelfeuer. Ich trank meinen Harn und aß meinen Unrath. Schneidende Schmerzen empfand ich im Unterleibe. Auf Wieren kroch ich nun zu diesem Sarge, und schrieb meine Geschichte unter den grimmigsten Quaalen mit dem metallnen Bilde des Gekreuzigten, der es mir gewiß verzeihen wird, wenn ich meinen unaussprechlichen Leiden durch eigne Handanlegung ein Ende mache. Ha, welche Zuckungen! Welch eine Hitze in meinem ganzen Wesen! Vom Fenster rinnt eine stinkende Feuchtigkeit herab, ich will mich hinschleppen und sie auslecken von dem Marmor, der die Wand bekleidet, und kann nicht. O, könnte ich diese Särge öffnen, vielleicht fände

Ich einige Nahrung. Auch dieß ist mir nicht vergönnt, ich bin kraftlos. O Schmerz! Heiliger Erbarmer dort oben, sieh' auf mich Elenden herab! Wie ich darnieder geworfen liege! Gott, mein Erlöser, der Du alles vermagst, rette mich, rette, rette! — Es ist beschlossen! Richter dort oben, Du verzeihst. Mit diesem Leichentuche will ich mich erwürgen, die Kräfte sind dahin, das Maasß ist voll, ich erwürge mich, ich ende.“ — Dieß las man auf dem Sarge. Das Leichentuch hing noch zusammengerollt um den Hals des Gesrippes.

Sprüche der Sinesen.

Wo du Rath oder Berweise geben mußt, thu' es nie mit unfreundlichen rauhen Worten; dein Zorn würde die Gemüther erbittern, nicht aber bessern.

Erinnere dich stets, daß ein Scheffel Perlen eigentlich nicht so viel werth ist, als eine Meise Reis. Herrathen erhöhen nie das innere Verdienst der Tugend.

Jedes Reiskorn, jedes Stückchen Zwirn, alles verdanken wir dem Schweiß der Ar-

men. Man besteht in ihrem Bedürfnissen, ist eine heimliche Tugend; sein Vermögen unbedachtsam verschwenden, ein öffentliches Laster.

Liebst du das Süße? Fange mit bitteren Dingen an. Suchst du Ruhe und Vergnügen? Uebe dich zuvor in Beschwerden und Arbeit.

Es giebt drei Dinge, die habe stets vor Augen: das Gesetz Gottes; das Gesetz des Landes; die Ehre des Mitmenschen. Versäumst du diese, so hoffe nicht zufrieden zu leben, wo du auch seyn mögest.

Bezichst du deine Schulden, so gedenke der Zeit, wo du genöthigt warst zu borgen; wenn du reich bist, der Zeit, wo du arm warst; aber wenn du arm geworden, gedenke nicht der Zeit, wo du reich warst.

Anekdote.

Der Arzt Bouvard hatte auf seinem Gesichte eine große Schmarre, in der Form eines C, die ihn sehr entstellte. Diderot sagte, er habe sich diesen Hieb mit der Todesseife versehen, als er sie einmal ungeschickt gehalten.

Notizen.

Literatur. Muthmaßliche Witterung und deren Einfluß auf Landwirthschaft und Gesundheit im Jahre 1811. Meissen, in der Klinckschenschen Buchdruckerei. 2 gl.

Diese kleine Schrift ist belehrend und wichtig für jeden, der mit Garten-, Feld- und Weinbau sich beschäftigt. Sie zeigt sehr genau an, welchen Einfluß auf Landwirthschaft, Gesundheit und Wohlseyn der Lauf der Witterung vor 19 Jahren hatte, um daraus einen wahrscheinlichen Schluß auf die Witterung des heurigen Jahres machen

zu können. Denn wie die Witterung damals beschaffen war, so wird sie höchst wahrscheinlich es heuer auch seyn, weil vermöge des Mondzirkels der Mond die nämlichen Verhältnisse gegen die Erde haben wird, die er damals hatte. Auf diesen Mondzirkel hat der Dahnische Kalender längst schon aufmerksam gemacht, und seine darauf gegründeten Vorhersagungen der Witterung trafen meistens ein; sie werden also auch in diesem Jahre hoffentlich so eintreffen, wie dieses lehrreiche unterhaltende Büchelchen sie verkündigt.